

SUBVERSIVES ELEMENT

Interview

Gordon Detels

3.07

ANDREAS MÜHE zählt zu den wichtigsten deutschen Gegenwartsfotografen, manche kennen ihn als »Kanzlerfotograf«, andere haben vielleicht mal ein Foto von seiner Mutter gesehen. Die war allerdings auf dem Bild als Angela Merkel verkleidet.

— Eins noch vorab: Andreas Mühes großformatige Fotos sind bis ins letzte Detail geplant, gleichen durchkomponierten Gemälden – und haben stets eine gewisse Doppeldeutigkeit inne. Das Gespräch fand im Rahmen seiner ersten Einzelausstellung in China statt – gesprochen wurde aber nicht nur über Zensur, sondern auch über globales Ästhetikempfinden – und warum Personen für ihn auf Fotos austauschbar sind.

Herr Mühe, Sie fotografieren unterschiedlichste Dinge: mal mystische Landschaften, dann ein leeres, zerstörtes Schwimmbad, vermeintliche SS-Soldaten auf dem Obersalzberg, nackte Rockmusiker oder eine falsche Angela Merkel von hinten im Auto. Wie würden Sie Ihr Werk erklären?

Die inhaltliche Klammer bei mir ist ganz klar eine deutsche. Deutsche Geschichte ist mir am nächsten, es ist mein Heimatland, meine Prägung. Klar könnte ich auch in anderen Ländern fotografieren, aber da wäre ich jemand von außen, der erst mal in die Geschichte einsteigen muss.

Viele Ihrer Fotos erschließen sich dem Betrachter nur mit Vorwissen: Der eine sieht auf einem Ihrer Fotos nur Menschen, die in einer Turnhalle essen. Der andere weiß, dass es eine Weihnachtstafel für sozial schwache Dresdner – aber eben nicht für Flüchtlinge – war und aus dem Pegida-Umfeld unterstützt wurde. Warum arbeiten Sie so?

Fotografie ist für mich grundsätzlich erst einmal etwas ganz Klares, nicht abstrakt. Fotografie muss klar in der ersten Oberfläche sein, denn sie hat einen großen Wahrheitsgehalt. Darin steckt für mich das Geheimnis, dass man Abstraktion einbauen kann und dann über Ebenen der Bilder mit der



© Stefan Heinrichs

Glaubwürdigkeit spielt, mit Dingen, die passiert oder eben nicht passiert sind. Und natürlich sind die Fotos auch sehr persönlich. Bei dem angesprochenen Foto mit Dresdner Bürgern für Dresdner Obdachlose und Hilfsbedürftige war die Veranstaltung bitterböse Deutschlandsatire. Da ist mein Anspruch, das auch zu zeigen und nicht wegzuschauen. Bei dem Pegida-Foto, wie ich es nenne, ist oben auf einer Tribüne noch eine Person im Dunkeln von hinten zu sehen. Das bin ich, der Zuschauer, der Märchenerzähler, der ja auch in anderen Arbeiten auftaucht. Ich bin ein Verführer mit meinen Bildern, das ist das Spiel.

Funktioniert ein gutes Foto auch abseits der Inhalte überall – auch in China?

Es ist, wie F. C. Gundlach mal sagte, egal, in welchem Kontext ein Foto entstanden ist. Ob es eine Werbeaufnahme ist oder ein journalistisches Porträt. Ein gutes Foto ist ein gutes Foto.

Der Großteil Ihrer Arbeit steckt in der Inszenierung. Ist Ihre Art der Fotografie Malerei?

Das klingt so hochtrabend. Es ist aber auf jeden Fall so, dass mein Bild steht, ich habe es ganz klar in meinem Kopf, es gibt keine B-Variante.

Sie arbeiten mit einer analogen Großkamera. Warum? Sie könnten auch digital fotografieren.

Da drückt man aber – weil es geht – zu oft drauf. Und wer soll das ganze Material sichten? Da würde ich durchdrehen. Plötzlich hätte ich hundert Motive vor mir, während ich jetzt nur zehn auf dem Leuchttisch habe und das beste Foto auswähle. Also schneller wäre ich digital sicher nicht.

Sie haben unterschiedlichste Personen porträtiert. Einfache Menschen, Politprominenz, Künstler, sich selber. Sind Menschen bei Ihnen Gestaltungselement und damit austauschbar?

Oh, das wird vielen nicht gefallen, aber Sie haben die Frage bereits richtig beantwortet. In den Jahren als Porträtfotograf war es schon interessant und prägend. Aber es hat sich über die Jahre immer mehr dahin entwickelt, dass ich ganz genau weiß, was ich machen will, dass Menschen, ja, ersetzbar sind. Für ein aktuell ganz neues Projekt habe ich mir zum Beispiel Puppen gebaut. Da brauche ich gar keine Menschen mehr. Es ist Kostümierung.

Auf die Spitze getrieben haben Sie es mit der Kanzlerin-Serie, für die Sie Ihre Mutter mit einer Perücke ausstaffiert



»Selbstbildnis I« aus der Serie Oberaltaiberg, 2012 © VG Bildkunst

»Der Generalk aus der Serie Oberaltaiberg, 2011 © VG Bildkunst

haben und als falsche Angela Merkel fotografierten.

Klar, aber am Ende braucht man natürlich das gelebte Leben, um die wieder erkennbaren Initialen herausnehmen zu können. Das Angenehme war, dass ich die Kanzlerin nicht belästigen musste. Ich will ja niemandem auf den Keks gehen.

Eines Ihrer berühmtesten Porträts zeigt Helmut Kohl im Rollstuhl vor dem Brandenburger Tor. Ist so ein Motiv Fluch oder Segen?

Ja, das wurde irgendwie zu einem Hyper-Motiv. Sicherlich ein Fluch, aber auf der anderen Seite schrieben die Leute danach: »Ach, das ist doch nicht Kohl, da hat der Mühe wieder wen reingeschoben ins Bild.« Das fand ich wieder gut, dass man mir gar nicht mehr glaubt.

Auf dem Foto sieht man Kohl von hinten. Im Dunkeln. Ist das eine Form des Protests?

Ich habe mit dem Foto schon meine Haltung zu ihm ausgedrückt. Für meine Generation war Kohl nun mal das Hassobjekt Nummer eins, das Behäbige, die Birne, dieser Mann von drüben. Und am Ende eines großen Lebens, das er ja ohne Zweifel geführt hat, war er krank und einsam. Und dann steht er dort auf dem Pariser Platz. Wer wirft den größeren Schatten, er oder das Tor? Er steht im Osten und schaut ins Licht des Westens. Da sind ganz viele traurige Elemente in dem Foto.

Sie haben in Peking die Eröffnungsrede vor einer Wand gehalten, an der ein Porträt Ihres Vaters hing – und darüber eine Überwachungskamera. Zufall?

Für mich ist das mit dem »Der Chef hängt oben« schon ein Bild aus meiner Kindheit. Über jeder Tür hing ja früher ein Honecker. Aber ganz simpel: Die Kamera an der Decke war einfach nicht abnehmbar.

ANDREAS MÜHE wurde am 26. November 1979 in Karl-Marx-Stadt (heute Chemnitz) geboren. Dass er der Sohn der Intendantin Annegret Hahn und des Schauspielers Ulrich Mühe ist, ist (wie hier) nur eine Randnotiz wert, ebenso, dass es sich bei der Schauspielerin Anna Maria Mühe um seine Halbschwester handelt. Schauspielerei war für ihn nie eine Option, O-Ton: »Ich habe es gehasst. Das Theater war der Ort, wo ich immer nur auf meine Eltern gewartet habe.« Zum Glück. Mit 16 Jahren macht er eine Ausbildung zum Fotolaboranten, F. C. Gundlach fördert ihn. Mit seiner Frau, der Kostümbildnerin Betty Sommer, hat er drei Töchter. Das Aufwachsen der Kinder dokumentierte Mühe übrigens mit einer Kleinbild- oder Wegwerfkamera.



»Kohl am Tor«, 2014 © VG Bildkunst